

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 12

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

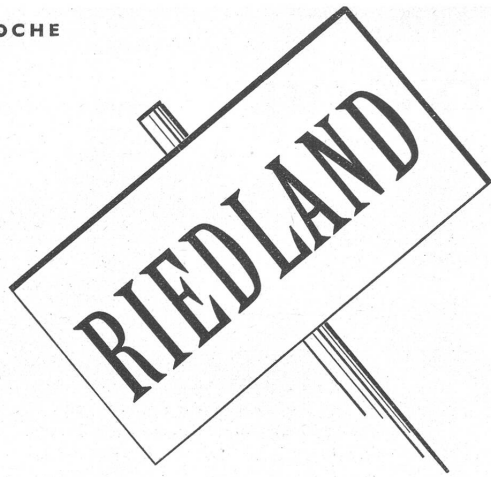
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

18. Fortsetzung und Schluss

Sie stiegen schliesslich selbender ein bisschen umständlich die Stufen empor. Oben auf der Sandsteinplatte hub der Backpfiß nochmals an:

„Eine, die dir das Suppenkesseli ins Zuchthaus bringt, wenn du sitzt!“

Es war den beiden nicht ganz so ergangen, wie sie es erhofft hatten. Wohl klaubte der Armenvater in Glarus mit säuerlicher Miene seine Batzen aus dem Säckel, als sie vor ihm mit dem heuchlerischen Anliegen um Arbeit gegen Winterquartier erschienen. Aber in Linthal schon fiel Schnee, und die Klausenstrasse war zu. Da gruben sie sich, wie Eskimos in einer Schneehütte, in der Armenhäusler-Beize zur „Abendruh“ ein, horchten auf das Klappern der Glarner Schieferplatten, wenn der Sturm darüber hinbrauste, schmorten am Küchenherd, diskutierten und kamen während Tagen nicht aus dem Nebel heraus. Als der Schnee wieder schmolz, es auf einmal wieder Herbst war und sie kein Geld mehr hatten, suchten sie, verspäteten Zugvögeln gleich, und der gewaltigen Abschiedsfeier zum Trotz, ihren alten Standplatz wieder auf.

Sie traten vorsichtig in die Gaststube und setzten sich an einen Tisch, jenseits der Brüstung, die mitten durch den Raum lief, in den minderen Teil, dort, wo die Auswärtigen hingehörten.

Das Knechtlein bekam stiere Augen, während es das Gläschen leerte, als verfolgte es den Weg des Branntweins inwendig abwärts, unter der Weste, und der Liebeskummer, der es so weit gebracht hatte, brannte süß und schmerzlich in ihm.

„Mach dir nichts draus!“ redete der Backpfiß hellseherisch über den Tisch hinweg auf sein geneigtes Haupt ein. „Ein läufiges Weib hat keine Ohren und kein Herz!“

Dann nahm er nochmals einen Anlauf und sagte feierlich:

„Zu einer Frau gehört der Herrgott, damit sie ein Mensch wird!“

Jenseits der Brüstung schaute der Gemeindepräsident in seiner Ecke misstrauisch auf, als er Backpfißs Stimme hörte. Diese Vögel hatten bis jetzt die March gemieden; ihre Strasse führte in einem grossen Bogen um das Ried herum, ohne Station zwischen der „Traube“ in Schänis und dem „Wigott“ auf Uznaberg. Nun sassen sie da, busper, als wäre der Bann gebrochen, als gäbe es keinen Rietwart, keinen Bieli mehr.

Ueber die Ränder der blanken Kupferkessel, die auf der Brüstung standen, bordete in tropischer Ueberfülle zartgrünes Spargelkraut. Im gläsernen Kasten der Stockuhr am Buffer ging eine Messingsonne unermüdlich hin und her. An der hölzernen Decke, neben der Lampe, hing an drei Schnüren eine flache Tonschale, aus der dunkle Fettkräuter sich ringelnd in den Raum hinein wucherten.

Die Türe der Gaststube öffnete sich, der Postbote Kägi trat ein, der Kragen seines Uniformrocks war aufgehakt. Er nahm die Mütze vom Kopf, hing sie an den Nagel neben dem Glaskasten, in dem die silbernen Becher und die Lorbeerkränze der Schützengesellschaft Tuggen zur Schau gestellt waren. Hinter den Trophäen war das seidene Vereinsbanner ausgebreitet: die Mönche Gallus und Columban in einem Schiffchen auf dem blauen See.

Schwarz, rassig und traurig stand des Postboten Schnäuzchen in seinem blassen Gesicht. Er setzte sich dem Gemeindepräsidenten gegenüber an den Tisch. Der hockte, in Hemd und Hosen, die Aermel aufgekrempt, den Rundkopf kurzgeschoren, wergblond der Schnurrbart, Karten mischend hinter seinem Saftglas, als wartete er in einer sommerlichen Gartenwirtschaft unter dem Birnbaum auf seine Mitspieler.

„Herrgott, hat die geheult, die Kleine, s’Marieli“, sagte Kägi nach einer Weile. „Sie kam gerade zum Dienst, gegen sechs, wie ein Christkindli strahlend. „Kägi, ich geh’ aus dem Dienst“, sagte sie. „Wir haben uns verlobt. Wenn abgebrochen ist, gehen wir nach Genf, heiraten.“

Der Gemeindepräsident hielt inne mit mischeln, hob den Kopf, blickte mit kühlen Augen auf Kägis Schnäuzchen.

„Ich wollte gerade den Mund auf tun, und ihr etwas Lustiges sagen, da fällt die Klappe am Telephonisch. „Lassen Sie nur, ich nimm’s ab“, macht sie und langt nach dem Hörer, noch im Regenmantel. Ich fahr weiter mit Sortieren und auf einmal fällt mir auf, wie still es ist. Ich schaue auf und da steht das Marieli totenbleich am Telephonisch. „Was ist?“ fragte ich, „was haben Sie?“ und nehme ihr den Hörer aus der Hand. „... es brennt noch immer, die Leiche haben sie geborgen“, höre ich die Kollegen von Uznach sagen. Ich kannte ihre Stimme sofort. „Wer?“ frag ich, „wer?“ „Ah, Sie sind’s, Kägi? Ja, ein Unglück, ein Brand, die Frau Lehrer ist tot.“ ’s Marieli sitzt auf dem Stuhl wie ein Häufchen Unglück, macht so grosse Augen und sagt fortwährend: „Und ich hab’ sie nie mehr besucht. Und ich hab’ sie nie mehr besucht.“ Und dann fängt sie an zu heulen, ganz laut, wie ein kleines Mädchen. Ich hab’ noch nie jemand so heulen gesehen. Ich hab’ sofort dem Ingenieur telephonierte, dem Rochat, und jetzt sind sie hinüber gefahren mit dem Briner seinem Auto.“

Hinter der Brüstung waren die zwei still geworden und spitzten die Ohren.

„Wieder Brandstiftung?“ fragte der Gemeindepräsident.

„Nein, es ist ein Unglücksfall, die Petrolampe muss umgefallen sein.“

Die Gaststube hatte sich zu füllen begonnen. Die Männer bildeten einen grossen Kreis um den Tisch und horchten zu. Der Tabakrauch ballte sich im Lichte der Lampe.

„Man kennt sie beinahe nicht mehr“, sagte der Bäcker in seinem Lederkittel, die Motorradmütze mit flatternden Ohrenpatten noch auf dem Kopf. „Sie ist ganz schwarz. Ich komme gerade von drüben.“

Der Gemeindepräsident hatte das Kartenpäckchen wieder aufgenommen und hub von neuem zu mischeln an, dann legte er die Tafel und die Kreiden zurecht.

„Machst du einen?“ fragte er Kägi und begann, ohne auf Antwort zu warten, die Karten, je drei und drei, auszuteilen. Der Briefträger sass noch immer da und schaute vor sich hin auf den Jassteppich, dann ermannte er sich, nahm die Karten auf, ordnete sie, schaute hinein, spreizte sie zu einem Fächer.

„Ich mach' auch mit“, sagte Bieli und trat aus dem Kreis.

Der Gemeindepräsident schaute auf, sammelte die ausgeteilten Karten nochmals ein, nicht ohne sich rasch davon zu überzeugen, was im Stock lag.

„Also, dann hock ab“, sagte er.

Bieli setzte sich neben ihn, schräg, in Jasserstellung, schob die Mütze aus der Stirne, nahm die Karten auf.

„Einen Halben“, bestellte er über den Rücken hinweg der Kellnerin noch und büschelte mit seinen rissigen Händen die Blättchen.

„Wie gewöhnlich?“ fragte Kägi.

„Frag' nicht so dumm“, machte der Gemeindepräsident, schielte nach den drei aufgeworfenen Karten auf dem Tisch und begann zu bieten.

„Sechshundertzwanzig“, sagte er.

„Sechshundertdreissig“, steigerte Bieli.

„Fünfzig“, machte Kägi.

„Siebzig“, sprach der Gemeindepräsident unbewegten Gesichts.

„Siebenhundert“, machte Bieli.

„Von mir aus kannst es haben“, erklärte Kägi.

„Siebenhundertzehn“, sagte der Gemeindepräsident energisch.

Um sie herum hatten sich die Männer niedergelassen und schauten stumm zu.

„Siebenhundertzwanzig“, machte Bieli leise.

„Behalt's“, murrte der Hemdärmelige nach kurzem Zögern, „aber du fliegst herein.“

Bieli nahm die drei blinden Karten auf, ordnete das Blatt, legte ab, spielte aus.

„Er macht's“ stellte Kägi nach einer Weile stummen Spiels fest, drehte die Tafel, zeichnete bei sich und dem Gemeindepräsidenten je einen Kreis und bei Bieli zwei Kritze auf den Schiefer.

Eingehüllt in das Gemurmel der Gespräche, waren sie im Lichtkegel der Deckenlampe still wie auf einer einsamen Insel. Es sah aus, als machten sie auf geheimnisvolle Weise etwas unter sich aus. Manchmal hörte man im Nachtwind die hölzernen Laden an die Mauern klappern. Hinter den kupfernen Blumenkesseln räsonierte der Backpfiiff recht-haberisch auf das sture Knechtlein ein. Am Schanktisch brauste das Wasser in den zinkenen Spültrog, im Kachelofen sang das Holz.

„Tut mir das Mädchen leid“, sagte Kägi einmal zwischen-hinein.

Bieli schaute ununterbrochen in seine Karten. Er hatte die Mütze abgelegt; sein trockenes Haar stand wie eine Silberdistel auf seinem braunen Schädel.

Die Stockuhr schlug zehn. Der Gemeindepräsident legte die letzte Karte nieder.

„Schluss“, sagte er, „wieviel macht's?“

Kägi drehte die Tafel, begann die Kreise zu zählen und die Striche.

„Bieli hat Schwein“, machte er, „vier Stutz gewinnt er.“

Der Gemeindepräsident klaubte einen Zweifränkler aus dem Lederbeutel und schob ihn Bieli hin, Kägi gab vier Fünfziger. Bieli's Flasche war leer.

„Ja, heute ist es dir gut gegangen“, machte der Gemeindepräsident, lehnte sich zurück und strich sich mit dem Daumenballen über den Schnurrbart.

Bieli drehte sich auf seinem Stuhl, tat einen Rundblick in die Gaststube; seine Augen gingen von Gesicht zu Gesicht; alle schwammen nebelhaft im Qualm, mit tiefen Augenhöhlen.

Dann wandte er sich dem Gemeindepräsidenten zu.

„So, Heiri, und jetzt musst du mich verhaften“, sagte er. Der andere schaute ihn mit runden Augen an.

„Hast du einen Suff?“ fragte er langsam. „Nein, aber etwas anderes kommt mir jetzt noch in den Sinn. Du hast ja noch drei Franken zu gut, vom letzten Jass her. Bist selber schuld, warum kommst du einen ganzen Monat nicht.“

Bieli schaute ihn bewegungslos an, die Lider bedeckten die Hälfte seiner Augen, nur ein paar Haare an seinem Schnurrbart zitterten leicht.

„Ich habe deine Scheune angezündet.“

„Was sagst du da?“

Bieli langte nach der Tafel, wischte mit dem Schwämmchen die Abrechnung aus und zeichnete sechs Kreuze hin.

„Den Stall vom Baumgartner habe ich angezündet und den Stadel vom Schnyder, die Scheune vom Grob, den Schopf vom Bamert, die Riedscheuer und dann noch bei dir“, erklärte er langsam, und jedesmal deutete er mit der stumpfen Kreide auf ein weisses Kreuz im nassen Schiefer.

In der Gaststube war es totenstill geworden. Alle Gestalten verharrten in der Bewegung, in der sie Bielis Aussage überrascht hatte; die einen hielten ihr Glas zwischen Tisch und Mund, ein anderer hatte die Karte erhoben, zum Ausspiel bereit, die Kellnerin stand mit erhobenem Handtuch hinter dem Schanktisch, halb der Gaststube zugewendet; nur das Spülwasser brauste ununterbrochen.

„Und das Haus in Uznach auch?“ fragte der Gemeindepräsident.

Bieli schaute ihm ins Gesicht, alt, mit ausdruckslosen Augen und bewegte langsam den Kopf hin und her.

„Nein, das hat sie selber besorgt“, sagte er.

Der Gemeindepräsident stand auf.

„Komm mit hinüber, das gehört nicht in die Wirtschaft.“

„Komm du auch mit, Kägi“, winkte er dem Postboten. „Sag' dem Schmied, wir brauchen seinen Wagen. Wir fahren heute noch nach Schwyz hinüber.“

Sie gingen in grosser Stille zur Türe, der Gemeindepräsident, Kägi, zuhinderst der Gelegenheitsarbeiter Bieli. Er ging ein wenig gebückt, einen Fuss vor den anderen setzend, so wie die Leute über den Sumpfboden zu gehen pflegen, durch die Riedgräser, die sich um ihre Beine schlingen und sie zurückhalten wollen. Ueber seinem Kopf glich die tönernerne Schale mit den schweren Fettpflanzen einem Schlängennest.

„Siehst du, Friedli, siehst du“, hub als erste Backpfiiffs Stimme hinter dem Spargelkraut wieder zu reden an. „Und jagt dir einer noch so viel Angst ein und tut wie ein König, wenn du nur lang genug lebst, so kommt sicher und heilig der Tag, wo er dir leid tut.“

DREISSIGSTES KAPITEL.

Eine leichte Decke von körnigem Schnee lag über den Riedstoppeln. Dünnes Eis umschloss die Stämmchen der Weiden mit einer neuen Rinde aus Glas; an den Zweigen blitzten die spitzen Nadeln des Rauhrefs. Der lichte Himmel spiegelte sich in den Wassergräben; hinter dem zarten Gespinst der hohen Nebel sang bereits das Blau.

„Nur noch eins muss ich besorgen“, sagte Marie und blickte mit schwachem Lächeln zu Rochat auf, während sie das Gartentörchen hinter sich schloss.

„Die Hefte und die Tabellen müssen noch fort.“

Sie war verändert. Sie trug ein schwarzes Kleid und ein dunkles Mützchen; ihr Gesicht war blass und ausgeweiht.

Sie begannen diese Wanderung zaghaft, der Schritte bewusst, die sich vom Boden lösten, um nie mehr zurückzukehren. Bei der Brücke über die alte Linth lag regungslos der Nachen, mit dem Marie im Sommer, die schwarze Schwester im Heck, zwischen den Schilfwänden dahingefahren war; eine regenbogenfarbene Haut schimmerte auf dem stillen Wasser.

Rochat hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt. Vom Hange schaute der „Schlüssel“ mit ernstem Giebel auf sie herab. Die schwarze Katze des Bäckers schlief hinter dem kahlen Gitter der Reblauben durch die verlassene Kegelbahn. Die Henne Bertha gackerte irgendwo.

Vor der Post hielten sie an. Marie überschritt das bekieste Plätzchen, auf dem der Omnibus anzuhalten pflegte, öffnete die vertraute Türe, trat ein, stellte sich vor den Schalter. Kägi sass barhäuptig, mit offenem Uniformrock, am langen Tisch und sortierte Briefe. Das neue Fräulein kam hinter dem Telephontisch hervor.

Marie lächelte, reichte ihr das Paket. Es war an die Ornithologische Gesellschaft adressiert.

„Eingeschrieben?“ fragte das Fräulein.

„Nicht nötig“, sagte Marie, „es geht ja als Paket.“

Kägi hob den Kopf, ging um den Tisch herum, kam an den Schalter.

„Also, jetzt gilt's“, sagte er.

„Ja, jetzt gilt's“, lächelte Marie.

„Dann wünsch ich Ihnen nochmals viel Glück auf Ihrem neuen Weg.“

„Danke, Herr Kägi.“

„Sechzig Rappen macht es“, sagte das Fräulein an der Waage.

Marie trat aus der Türe, sah Rochat in seinem hellen Kleid an der Strasse stehen. „Das also ist mein Mann“, dachte sie.

Sie verliessen das Dorf. Die Strasse nach Grynau war menschenleer. In grosser Stille lag das Ried. Weit draussen begann der Schnee blau zu schimmern. Vom Hang her hörten sie das Brünnchen unter dem Ahorn plätschern. Eine Möve schwebte hoch oben über ihnen; schon war ein wenig Sonne an ihrer Brust und auf der Unterseite ihrer Flügel.

„Hier ist der „Herkules“ abgesprungen, in das Jenseits hinein“, sagte Rochat und deutete auf das Strassenbord. Der Rand des Asphalts zeigte noch eine Kerbe.

„Die Strasse bin ich einmal gegangen, in jener Nacht, als ich zum letzten Mal bei meiner Mutter war“, sagte Marie. „Mir war ein Sprüchlein eingefallen, lieben und die Welt verstehen, und ich schaute nach den Sternen auf und suchte den „Alastor“.“

Ihre Schritte hallten auf der gefrorenen Strasse. Geduldig drehte sich die flache Scheibe des Rieds unter ihren Blicken, die Streustöcke verschoben sich, liessen neue Durchblicke frei; die Birken prunkten mit ihren silbernen Rinden; immer mehr Gold floss über die weisse Decke, immer tiefer blaute die Ferne.

Zwischen den entblätterten Nussbäumen stand die Kapelle zum Linthport-Anneli schlank und einsam am Waldrand. Rochat fühlte den leisen Druck von Mariens Händen an seinem Arm. Sie schauten beide hinüber.

„Dort habe ich ihn zum letztenmal gesehen“, sagte Marie, „er schloss das eiserne Türchen hinter sich zu und ging, ohne sich umzusehen in den Nebel hinein.“

„Wie der „Herkules“,“ sagte Rochat.

„Ja, wie der „Herkules“,“ wiederholte Marie langsam. „Als ich ihn damals erwachen sah, am ersten August, in der Grynauer Lichtung, bei seinem Holzstoss, da hatte sein Blick denselben Ausdruck wie das Pferd, als wir es draussen im Nebel fanden, kurz bevor du mir die Augen zuhieltest. So vieles habe ich damals verstanden.“

„Was hast du verstanden?“

„Ich kann es nicht sagen“, sprach Marie zögernd weiter, „die grossen Kräfte der Welt, weisst du, die Zeit, die Natur, der Mensch.“

Sie sahen Pias Gestalt bei der Biegung am Wege stehen. Der Widerschein ihrer weissen Haube schwebte mild auf ihrem Gesicht. Unter den Rändern ihres Stirnbandes blickten ihre Augen mit Ernst und grosser Rührung auf das Paar.

„Ich wollte euch noch Adieu sagen“, machte sie und umfasste mit beiden Händen Mariens Handgelenk. Rochat konnte ihr Gesicht nicht sehen, er war zu gross, nur das Zittern der steifen Haubenflügel.

Selbdrüht schritten sie dahin. Bei der Vierzeihenbotenkappelle in Grynau blickten sich Marie und die Schwester Pia an.

„Wartet du einen Augenblick?“ fragte Marie.

„Gerne“, sagte er.

Sie traten ein und knieten nebeneinander auf der hintersten Bank nieder. Rote Lichtbänder fielen schräg durch die Seitenfenster über das Altarbild, auf die gläsernen Vasen mit den künstlichen Blumen und auf die Fliesen. Eine neue grosse Kerze flackerte lautlos auf dem Altargesimse.

„Sie ist für deine Mutter“, flüsterte Pia.

Marie nickte. Sie schaute mit grossen Augen ruhig auf das Altarbild. Rechts vorn stand, mit seinem kurzen Rundbart und seinem kahlen Schädel, das Netz zu seinen Füssen, der Apostel Petrus, ein Fischer Helbling in einem wallenden blauen Kleid.

Als sie herauskamen, stand Rochat an der offenen Stalltüre, jenseits der Strasse, den Dunst der Pferdeleiber um sich.

„Ich lasse euch jetzt“, sagte die Schwester Pia. Sie drückte Marie die Hand.

„Werde glücklich, Marieli.“

Dann wandte sie ihr Gesicht zu Rochat auf. Nun konnte er ihr Antlitz sehen, das blass und mild zwischen dem strengen Stirnband und der gefältelten Kehlbinde lächelte.

Sie ging mit plumpen Schritten davon, wandte sich noch einmal um, winkte langsam und versank hinter der Wölbung der Brücke.

Sie taten noch einen letzten Blick auf das Ried. In der Mitte des Mürtchenstocks, unten, dort, wo er die Ebene berührte, war ein gleissendes Tor, und die Linth floss daraus hervor, schnurgerade auf sie zu.

„Es fehlt etwas im Bild, merkst du es?“ fragte Rochat.

„Der Bohrturm?“

„Ja.“

„Mir fehlt etwas anderes. Das ganze Ried scheint mir verändert, seit er nicht mehr da ist.“

„Bieli?“

Marie nickte.

„Zur Natur gehört ein Mensch, damit sie ein Gesicht bekommt“, sagte sie.

„Vor vielen hundert Jahren hat auch einmal ein Mensch einen Gedanken in diese Gegend getragen und ihr ein Gesicht gegeben“, sagte Rochat, „der Mönch Gallus, der die Götzen in den Tuggener See warf.“

Marie lächelte.

„Es ist schön, dass du das gesagt hast“, murmelte sie, „ich habe es oft gedacht von Bieli, wenn wir unsere Riedgänge machten.“

„Zur Natur gehört ein Mensch, damit sie göttlich wird“, fügte sie nach einer Weile leise hinzu.

Weit draussen in der weissen Ebene begann das Enteneelein zu schimmern, dann zu blitzen wie ein Diamant und es pflanzte sich in den spitzen Nadeln des Rauhreif's fort, von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Immer tiefer sang das Blau über dem Ried, sein Widerschein fiel auf das Schneefeld, immer neue Strassen funkelnder Kristalle kamen aus der Ferne auf sie zu, und auf einmal lag die ganze Ebene zu ihren Füssen, wie ein neuer ausgestirnter Himmel.

Marie tat zögernd einen scheuen Blick zur Kirche von Uznach hinüber, an deren Mauer Therese begraben lag, dann kehrte er zurück über die Ebene, als sähe sie sich um in den Gefilden, die nun für ewig ihrer Mutter Seele Heimat waren.

Hinter der Brücke bogen sie ab und wanderten auf dem sahlen Damm der Linth entlang. Das Rauschen des Flusses widerhallte leise in den Wäldern des Buchbergs. Die Pappeln wanderten auf sie zu, wie damals, als sie auf dem dunklen Fluss dem lichtzischenden Fest entgegen fuhren. Sie sprachen nicht; die Schottersteine knirschten unter ihren Schritten.

Sie stiegen vom Damm herab, traten aus dem Schatten des Berges und überquerten die Ebene; verschwenderisch winkelten die Schneekristalle.

Auf der gedeckten Brücke, die über den Aabach führte, hielten sie inne und horchten auf das Wasser, das unter den Eichenbohlen murmelte. Noch immer lag Rochats Hand auf ihrer Schulter. Sie hoben die Köpfe, lasen den Spruch:

Zwischen Zeit und Ewigkeit
Ist eine schmale Brücke
Wir müssen alle drüber ziehn
Und fragen bang wohin? wohin?
Gott gebe, dass der Uebergang
Uns führ' zum ewigen Glücke.

Sie lasen die Worte zweimal, halblaut, bis zum Ende.

„Alban“, sagte Marie ruhig, „ich sehe meine Mutter auf diesem Bänklein sitzen. Sie schaut uns an, aber sie sieht uns nicht, sie blickt an uns vorbei.“

Er legte beide Arme um sie, sie hob ihr Gesicht und sie küssten sich. Dann blickten sie nebeneinander durch den Torbogen noch einmal in das Land hinaus.

„Mir ist, als müsste nun der Biele daherkommen“, flüsterte Marie, „ein wenig gebückt, mit seinem schleppenden Gang, den Hutrand über die Augen. Ach Alban, ich muss immer an Schwester Pias Wort denken, wenn ich sie, uns alle sehe.“

„An welches Wort.“

„Misericordia.“

Vor dem Bildstock unter den Föhren, jenseits der Brücke, welkte in einer blechernen Büchse ein Strauss von Misteln und Stechpalmen. Von den sonnenbeschiene Wipfeln der Bäume stäubten die Nadeln des Rauhreif's in winzigen Lawinen zur Erde. Ein neuer Wind kam, und dann sahen sie in der Ferne, perlmutterfarben, den See, die weissen Dächer von Schmerikon, die Kirche, das ‚Bad‘, die kahlen Erlenbüsche und die junge Pappel auf dem grossen Linthdamm. Vom Buchberg herüber kam das Echo des Baggers im Binnensee; das welke Schilf in der Bucht zitterte steif im Wind, die verholzten Schäfte rieben sich aneinander.

„Dort habe ich die Seerosen für Gusch geholt“, sagte Marie.

Ein gedämpfter Knall hallte über die Felder; in den Steinbrüchen sprengten sie.

„Einmal im Sommer bin ich über den Buchberg auf den See hinausgeflogen“, erinnerte sich Rochat „und da stand dort in der Bucht drüben Bieli und scheidete Holz. Und hinter der Schilfsichel ruderte der Fischer Helbling mit

seinem Nachen und schleppte den toten Mann hinter sich her.“

Sie redeten im Schreiten und Schauen vor sich hin, abwechslungsweise, ohne Antwort zu heischen, und es war jedesmal, als höben sie behutsam Fäden aus dem Gespinnst ihres Lebens. Der Zauber des Abschieds hüllte sie ein; sie fühlten den Atem der Zeit.

Dann waren sie auf der Ufermauer. Sie war blank, der Wind hatte die dünne Schneeschicht verweht. Im Hafen lag nur noch ein Schiff, schwarz, mit hohem Heck: der „Saturn“. Stilli stand barhäuptig am Geländer, schaute nach ihnen aus, hob winkend die Hand, als er sie sah; der Motor stampfte bereits.

„Ich will dir eine sanfte Reise bereiten“, sagte Rochat, als sie das schwankende Brett überschritten. Er schüttelte Stilli die Hand. Am hinteren Bord war eine Bank aufgestellt. Sie setzten sich nebeneinander nieder. In seiner Kabine drehte sich Lorenz um, schaute sie unbewegten Gesichts durch das Fenster an, hob seine Hand flüchtig zum Schild seiner Mütze empor und begann das Steuerrad zu drehen.

Als Stilli das Landungsbrett einziehen wollte, sahen sie drüben, jenseits des Platzes, auf der Strasse einen Velofahrer die bunten Fassaden der Häuser entlang jagen. Stilli hielt inne, wartete. Der Mann schwenkte über den Platz, liess sein Fahrrad zu Boden fallen, eilte über das wippende Brett; es war Baldegger.

„Herr Ingenieur“, sagte er, als er schnaufend vor den beiden stand, „ich wollte Ihnen noch Adieu sagen.“

„Chic von Ihnen, Baldegger“, lachte Rochat.

„Ich komme gerade von Schwyz. Ich habe ihn gesehen im Kantonsgefängnis. Es geht ihm so weit gut, aber er altert schnell. Ich soll euch grüssen lassen.“

Marie schaute von ihrer Bank mit stillen Augen zu dem riesigen Boten empor.

„Wenn Sie ihn wiedersehen, Baldegger, sagen Sie ihm, die Hefte und Tabellen seien alle abgesandt.“

„Haben Sie Arbeit, Baldegger?“ fragte Rochat.

„Nein, keine.“

„Wir fangen nächstes Jahr wieder zu bohren an, bei Yverdon, am Neuenburgersee. Ich habe einen Auftrag von der Vingerhoo-Gesellschaft. Ich brauche einen Vorarbeiter. Wollen Sie kommen?“

Baldegger machte ein hilfloses Gesicht.

„Wie können Sie fragen, Herr Ingenieur“, sagte er.

„Abgemacht, Baldegger.“

„So, jetzt hau's aber, sonst kommen wir noch zu spät wegen dir; das muss alles noch abgeladen werden heute“, machte Stilli, deutete mit dem Kinn auf den gezuckerten Berg von Blausand, der den ganzen vorderen Teil des Schiffes bedeckte und zog die Planke ein. Baldegger machte mit seinen klobigen Schuhen einen grossen Satz und landete auf der Ufermauer; kehrte sich nochmals um, winkte; langsam setzte sich das Ledischiff in Bewegung.

Rochat hatte wieder seinen Arm um Maries Schulter gelegt. Sie sass ruhig, ein bisschen steif, mit grossen Augen da, wie in einer Kirche und blickte auf den See hinaus. In einem grossen Bogen, eine schäumende Schleppe im Heck, umfuhr der riesige Leib des „Saturn“ die Hafenummauer und gewann das freie Wasser. Die Möven kreischten über ihnen. Marie wandte ein wenig den Kopf. Jenseits glitt der Buchberg an ihnen vorbei, schrumpfte zusammen, wurde kleiner und kleiner. Auf einmal waren sie mitten im See. Stilli verschwand in der Kajüte. Marie stand auf, wanderte dem Sandberg entlang bis an die Spitze des Schiffes. Rochat folgte ihr nicht. Er sah sie dort stehen, schmal in ihrem schwarzen Kleidchen; ihre Haare flatterten im Wind, und die Wasser schäumten am Bug.